

**Kriegskinderzeit
im
Zweiten Weltkrieg**

in den Dörfern
Wünschendorf
und Köthel

Erinnerungen der
evakuierten „Stadtkinder“
Christian Fraustadt
und Jürgen Krause

Liebe Leserin, lieber Leser,

Bisher sind in der Reihe „Schönberger Blätter“ vor allem Beiträge zu Themen aus Naturwissenschaft, Technik, Medizin, Philosophie und Religion erschienen (z.B. zu Gentechnik und Kernenergie, Stammzellenforschung und Retortenbabys, Klimawandel, Klonen, Lebensstil, Hirnforschung, Weltbevölkerung, Chaosforschung und anderes mehr).

Eine aktuelle Auflistung ALLER bisher erschienen Hefte und die Möglichkeit zum Download finden Sie unter:

<http://www.krause-schoenberg.de/materialversand.html>

Beginnend mit Heft 47 wird die Reihe um einige heimatgeschichtliche und zeitgeschichtliche Beiträge erweitert.

Viel Spaß beim Lesen!

Ihr Joachim Krause

Rückfragen, Hinweise und Kritik richten Sie bitte an:

Joachim Krause, Hauptstr. 46, 08393 Schönberg, Tel. 03764-3140, Fax 03764-796761,

E-Mail: krause.schoenberg@t-online.de Internet: <http://www.krause-schoenberg.de>

Die Verantwortung für den Inhalt der „Schönberger Blätter“ liegt allein beim Verfasser.

© Jede Art der Nach-Nutzung, der Verwendung, der Herstellung von Kopien oder des Nachdrucks ist **NICHT gestattet** !

20.05.18

© Joachim Krause 2017

Dr. Christian Fraustadt, (Geising / 2001)

Dr. Christian Fraustadt wurde als Kind im Alter von 9 Jahren aus Leipzig evakuiert und wohnte dann mit seiner Mutter und seinem Bruder bis zum Kriegsende in Wünschendorf. Wünschendorf ist heute ein Ortsteil der Gemeinde 08393 Schönberg im Landkreis Zwickau.

Kindheitserinnerungen in Wünschendorf 1943 bis 1945

Kurz vor Weihnachten des Jahres 1943 kam ich mit meiner Mutter und meinem 2 1/2 Jahre jüngeren Bruder auf einem Evakuierungstransport von Leipzig nach Wünschendorf zur Familie Arthur Dietzmann, Gut Nr. 6 über Glauchau Land, wie diese Adresse damals postalisch bezeichnet wurde. Ich war damals 8 Jahre und 10 Monate alt und kann mich noch an viele Einzelheiten unserer „Odyssee“ von Leipzig hierher aufs Land erinnern. Anlass für die Evakuierung war der schwere anglo-amerikanische Bombenangriff auf Leipzig am 4. Dezember 1943, bei dem viele Häuser in der Umgebung unseres Wohnblocks im „Rundling“ im Leipziger Süden lichterloh brannten. Unsere Wohnung selbst war teilbeschädigt, infolge der Luftdruckwirkung einer auf der Straße detonierten Sprengbombe. Unsere liebe Mutter hatte nur den einen Gedanken, diesem Inferno so schnell wie möglich zu entkommen: Über Groitzsch, wo wir in einem großen Saal übernachteten, ging es per LKW nach Tettau, wo ebenfalls auf einem Saal, dem Saal des Gasthofes von Albert Höbelbarth, ein Lager für die Flüchtlinge eingerichtet wurde. Von hier aus wurden die einzelnen Familien dann den Bauern der näheren Umgebung zugewiesen, wo sie Unterkunft fanden. Unsere Familie Dietzmann gehörte wohl zu den größten landwirtschaftlichen Betrieben. In der ersten Etage des Wohnhauses durften wir ein Zimmer beziehen, eine Kammer, wie man diese Räume im oberen Bereich des Hauses nannte. Wie und wovon uns unsere Mutter ernährte – unser Vater war im Krieg –, ob wir eine staatliche Unterstützung erhielten, kann ich nicht sagen. Ganz gewiss wurden wir auch von Dietzmanns mit Lebensmitteln versorgt, die ihrerseits auf die Hilfe unserer Mutter und auf die bescheidenen Handreichungen und Wegeerledigungen von uns Kindern vertrauen konnten. So stellte sich sehr bald ein recht herzliches Verhältnis ein zwischen uns Städtern und der Familie Dietzmann. Für uns Kinder war die völlig neue Atmosphäre eines Bauernhofes mit Pferden, Kühen, Schweinen, Hühnern, Schafen und Ziegen natürlich faszinierend und hochinteressant. Immer wieder wurden wir zurückgehalten, wenn wir – die Gefahr nicht erkennend – uns zu weit an die Tiere heranwagten oder in der Scheune herumkletterten. Ich höre noch die immer mahnende Stimme der überall sorgsam wachenden Altbäuerin Flora Dietzmann. Ihr Mann, Arthur Dietzmann, verkörperte den Prototyp des durch harte und zielstrebige Arbeit zu Wohlstand gekommenen und sich seines Besitzes und seiner Berufsehre wohlbewussten deutschen Landwirtes. Pflichterfüllung war für ihn oberstes Gebot, und wenn eine Arbeit getan werden musste, so wurden alle Kräfte darauf konzentriert. Er schonte weder sich noch die ständig auf dem Hofe beschäftigten Familienmitglieder, seinen Sohn Heinz, seine Tochter Marianne, sowie Landarbeiter und Tagelöhner. Hier sei ein guter Geist des Hauses Dietzmann ganz ehrenvoll genannt, Frieda Hemmann, die als Tochter von Emil Hemmann aus einem kleinen kinderreichen Haus unweit der Dietzmannschen Wirtschaft stammte. Sie verdiente sich schon als junges Mädchen ihr Brot bei Dietzmanns und hat hier viele Jahrzehnte nicht nur selbst von früh bis spät schwere körperliche Arbeit getan, sondern

war mit ihrem aus großem Erfahrungsschatz schöpfendem Rat, mit ihrem großen Engagement für den Betrieb und mit ihrem unmissverständlichen, klaren Wort, auf das jeder im Haus, auch der Chef selber hörte, wesentlich an der Leitung und Führung des Betriebes beteiligt. Wie sehr ihr das Wohl und Wehe „ihres“ Betriebes am Herzen lag, dem sie ihr ganzes persönliches Leben hingab und auf Heirat und Gründung einer Familie verzichtete, kann man wohl daran ermessen, dass sie ihr Arbeitsverhältnis aufkündigte, als Ende der 50er Jahre sozialistische Produktionsverhältnisse in der Landwirtschaft eingeführt und auch ihr geliebter Landwirtschaftsbetrieb der Zwangskollektivierung zum Opfer fiel. Ich habe noch ihre kleine, schlanke und drahtige Gestalt, ihr rotwangiges Gesicht, das schwarze zu Zöpfen geflochtene und hochgesteckte Haar vor Augen, habe noch ihre energische, durchdringende Stimme im Ohr, mit einem etwas scharfen Klang, wenn sie gegen Lüge, Ungerechtigkeit oder Faulheit vorging, die aber ebenso sanft und sogar tröstlich klingen konnte, wenn sie lobte oder Mut machte. Nach getaner Arbeit, etwa an einem Samstagabend, konnte man die Frieda nach Herzenslust singen hören.

Marianne, die Tochter des Hauses, war auf andere Art und Weise, mit natürlichem Charme und einer fröhlichen, optimistischen Wesensart ausgestattet, eine wichtige Stütze im großen bäuerlichen Haushalt, hatte eine enge fürsorgliche Beziehung zu ihren Eltern und sorgte sich um das Wohl und Wehe des Hofes. Ganz die Tochter ihres Vaters war ihr der Stolz auf ihren Besitz wohl anzumerken. Sie genoss wohl auch eine gewisse Bevorzugung durch ihre Eltern, war intelligent, im Besitz eines Führerscheines für einen PKW. Ein Opel ist nach meiner Erinnerung auch im Dietzmannschen Besitz gewesen, musste dann aber kriegsbedingt abgegeben werden. Aber auch sie opferte ihr persönliches Leben ihrem Hof, ihrer Arbeit in Haus und Hof, ohne an eine Heirat zu denken, sicher auch mit Rücksicht auf ihren Bruder Heinz, der von Jugend an durch seine krankhaften Jähzorn-Anfälle zu einer großen Sorge der ganzen Familie wurde. Andererseits war Heinz ein tüchtiger Arbeiter, der seine Aufgaben, die Arbeit mit den Pferden, ruhigen braunen Kaltblutpferden, mit denen wir Kinder gern selbständig umgingen und schmucken temperamentvollen Rappen mit Trakehnerblut, gewissenhaft erfüllte. Sein ganzes Denken und Handeln drehte sich um die Tierzucht im allgemeinen – so hatte er auch eine Vorliebe für Tauben – und natürlich besonders für seine Pferde. Wie viele Fohlen wurden unter seiner Obhut geboren!

Zum Arbeitspersonal in der Dietzmannschen Wirtschaft gehörten in dieser Zeit (1943 bis 1945) auch zwei sogenannte Ostarbeiter – sie hatten den Aufdruck „OST“ auf ihrer Kleidung. Es waren der „große“ und der „kleine“ Stefan, wegen ihres Alters bzw. wegen ihrer Statur. Wie sie wirklich hießen kann ich nicht sagen. Der „große“ Stefan war ein aus Weißrussland stammender, etwas rotgesichtiger, blonder stämmiger Mann, der häufig lachte. Der „kleine“ Stefan stammte aus der Gegend von Kiew, hatte ein ernstes etwas blasses Gesicht, dunkles glattes Haar, war mehr in sich gekehrt, nur seine dunklen Augen offenbarten seine Stimmungslage, manchmal melancholisch, häufig ein freundliches, zuweilen ein zorniges Blitzen zeigend. Er hatte eine weiche, warme Stimme. Das Verhältnis der Familie Dietzmann zu diesen beiden tüchtigen Arbeitern war ein herzliches und ganz menschliches. Sie bewohnten eine große Kammer über dem Pferdestall. An arbeitsfreien Tagen, so an Sonntagen fand hier so manches Treffen mit anderen Fremdarbeitern von Wünschendorf und Umgebung statt, zu denen auch Polen gehörten. Der „große“ Stefan spielte ein Akkordeon, ich weiß noch, es war ein rosarotes Instrument, dazu sangen die Männer und Frauen ihre ernstesten und auch fröhlich-mitreibenden Lieder und tanzten auch. Für uns Kinder, die wir zuhörten und in ihren Kreis herzlich aufgenommen wurden, waren diese Feste sehr interessant.

Auch bei der Arbeit hielten wir Kinder uns gern an die Stefans, vor allem an den „kleinen“. Denn er gab uns so manches Mal bereitwillig die Zügel der Pferde, wenn er auf dem Feld ackerte, Mist fuhr oder auch einmal in Meerane oder Gößnitz mit dem Pferdewagen etwas zu besorgen hatte. Zu besonderen Anlässen, etwa, wenn am Bahnhof Gößnitz jemand abzuholen war, wurde auch der offene Kutschwagen, der Break, herausgeholt und die festlich herausgeputzten Rappstuten oder der ruhige Braune als Einspanner im schmucken, meist an Sonntagen oder ruhigen Arbeitstagen geputzten und geschmierten Kutschgeschirr davorgespannt. Dass die Pferde selbst mit Striegel und Kardätsche jeden Tag gründlich geputzt werden mussten, verstand sich von selbst.

Für die feiertäglichen Anlässe wurden auch die Hufe schwarz geschmiert. Auch ich wurde, als ich schon älter wurde – mein Bruder und ich halfen auch nach Kriegsende, als wir schon längst wieder in Leipzig wohnten, in unseren großen Schulferien noch viele Jahre Dietzmanns in der Erntezeit – in die „Kunst“ der Pferdepflege eingewiesen.

Zur Schule gingen wir nach Tettau, wo Lehrer Trose, ein ruhiger, gutmütiger Mann, jeden Tag aus Meerane kommend, mehrere Klassen – ich glaube vier – in einem Zimmer gleichzeitig unterrichtete. Während wir zum Beispiel Rechenaufgaben zu erledigen hatten, befasste sich der Lehrer im Fach Deutsch oder Heimatkunde mit einer anderen Altersgruppe. Soweit ich mich erinnern kann, hat diese Schulzeit manchen Spaß aber keinen besonderen Gewinn für uns Schüler gebracht. Die Bauernkinder warfen ohnehin ihren Ranzen zu Hause in die Ecke und mussten in der Landwirtschaft zur Hand gehen. Die in dem Klassenzimmer vereinte Schülerschar war nicht nur jahrgangsmäßig, sondern auch ihrer Herkunft nach durch die Kriegswirren des zweiten Weltkrieges bunt zusammengewürfelt. Ich erinnere mich zum Beispiel an zwei Kölner Jungen, die immer zu lustigen Streichen aufgelegt waren und einmal während des Unterrichts junge Katzen unter der Bank vorholten. Auch ein Mädchen aus Hamburg besuchte unsere Klasse. Kurze Zeit hatten wir auch einmal – wahrscheinlich vertretungsweise – Schulunterricht bei dem etwas streng wirkenden Kantor Kirbach in Schönberg.

Der früher in Tettau tätige Lehrer, Kantor Mosig, hatte, weil er nicht Mitglied der NSDAP war, nur sein Kantorenamt zu verwalten. Im von ihm geleiteten Kinderchor sangen wir in der Kirche mit. Meine Mutter, die eine recht schöne Sopranstimme hatte, wurde zu besonderen Anlässen vom Kantor Mosig sogar mit solistischen Aufgaben betraut.

Als wir im Dezember 1943 nach Wünschendorf kamen, lag hier viel Schnee, was für uns Leipziger völlig ungewohnt war. Auch die darauffolgenden Winter waren kalt und schneereich. Vor Dietzmanns Gut lag eine große abhängige Wiese mit einem weidenbestandenen Bach, die sich für Skiabfahrten für Anfänger und Schlittenfahren wunderbar eignete. Liane Weber aus Wünschendorfs letztem Haus in Richtung Schönberg rodelte mit ihren Geschwistern Christa und Wolfgang und dem noch sehr kleinen Dieter und uns Leipzigern und anderen Wünschendorfern so manchen Wintertag auf diesem Hang. Von den Nachbarkindern sind mir noch Gottfried Tetzner, Dieter und Wilfried Sander und Liesbeth und Gerhard Mahn und Annelies Hertzsch in guter Erinnerung. Einmal hatte es so stark geschneit und Verwehungen auf der Straße von Wünschendorf nach Schönberg gegeben, dass der Straßenverkehr unterbrochen war und auch unser Schulunterricht ausfiel. Viele Männer aus Wünschendorf und Umgebung mussten in tageslanger Arbeit die Straße wieder freischaufeln. Zu beiden Seiten der Straße türmten sich die Haufen aus mit den Schaufeln abgestochenen Schnee-„Würfeln“.

Die Arbeit im Winter auf dem Hof bestand vor allem im Dreschen des Getreides mit Hilfe einer Dreschmaschine. Die in der Scheune „gebanselten“ Getreidegarben wurden auf den

Dreschtisch gegabelt, durch die Dreschmaschine befördert, wobei die Körner in Säcken aufgefangen wurden. Das anfallende Stroh wurde in einer Presse zu Ballen gepresst und in der Scheune gestapelt. Diese Arbeiten waren schwer, erforderten relativ viel Handarbeit – wie überhaupt alle Tätigkeiten auf einem Bauernhof – und waren mit viel Staubentwicklung verbunden. Aber man kannte es nicht anders und war glücklich, wenn das Tagewerk vollbracht war.

Zu den Winterarbeiten gehörte auch das Säckeflicken. Säcke wurden ja für das Getreide, für Kartoffel u. a. in großer Zahl gebraucht. Die anfallende Spreu oder „Siede“, wie sie genannt wurde, wurde in der Siedekammer über dem Schweinestall gelagert. Dort hinauf musste sie in großen Weidenkörben getragen werden. Sie wurde dann als Futter, zum Beispiel mit gehäckselten Futterrüben vermischt für die Kühe eingesetzt.

Zwischen diesen Arbeiten in der Scheune, auf dem Hof oder in der wärmeren Jahreszeit auf dem Feld musste früh und abends „beschickt“ d. h. die Stallarbeiten im Kuhstall verrichtet werden: Ausmisten mit der Mistkarre, Melken, Füttern. Wieder alles mit der Hand. Hier im Kuhstall standen nach meiner Erinnerung so um die zwanzig bis fünfundzwanzig Rinder, Kühe, Kälber und Jungrinder und ein Zuchtbulle, der damals allein für das Fortpflanzungsgeschehen verantwortlich war. Wenn eine Kuh „rinderte“, wurde sie auf den Hof geführt, an der Scheune angebunden, dann wurde mit einem Bullenführstab der Bulle zur Kuh geführt. Das machte, unterstützt vom Chef, Frieda Hemmann.

Die Rüben wurden in der Futterküche maschinell zerkleinert, mit der Schubkarre auf den Futtertisch gefahren. Die auf dem Feld geernteten Futterrüben wurden zunächst in einer Miete auf dem Feld gelagert, dann entsprechend dem Bedarf mit dem Pferdewagen herangefahren und durch eine Luke mit der Hand in die Futterküche gerollt. Das Heu wurde vom Heuboden über dem Kuhstall heruntergeholt und den Kühen vorgelegt. Auch Gärfutter, Silage, wurde schon damals verfüttert. Gelagert wurde es in einem kleinen Beton-Silo.

Das Heu für die Pferde musste Heinz im Tragkorb über den Hof in den Pferdestall tragen. Seine Füße steckten in Holzpantoffeln, ein auf dem Bauernhof häufig verwendetes, billiges Schuhwerk.

Hafer für die Pferde lagerte in einer großen Futterkiste im Pferdestall. Dieser lag gegenüber dem Kuhstall neben dem großen Hoftor nach der oben erwähnten großen Wiese zu, traditionsgemäß an der äußeren Stalltür zu erkennen, deren oberer Teil aus Latten zusammengefügt ist.

Die Versorgung der vielen Zucht- und Mastschweine lag auch in den Händen von Hemmanns Frieda.

Besonders das Ausmisten an den Sonnabenden war eine schwere Arbeit: Einzelne „Rollen“ aus Schweinekot und langem Stroh wurde mit einem Misthaken aus den Schweinebuchten, ziegelgemauerten, dunklen Ställen mit eingebauten, von außen zu beschickenden Trögen, auf den Misthaufen in der Mitte des Hofes gezogen. Den schweren Schweinedung auf einer Karre zu transportieren, wäre sicher zu schwer gewesen. Dabei kam insbesondere meinem Bruder und teilweise auch mir, sobald wir dazu körperlich in der Lage waren, die Aufgabe zu, die von der Frieda bis zur Stalltür gezogene Mistrolle samt Misthaken stafettenartig zu übernehmen und auf den Misthaufen zu befördern. Die Schweine hatten während dieser samstäglichen Aktion unterdessen Freigang auf dem Hof. Friedas ermahnende und aufmunternde, an uns Kinder gerichtete Rufe bei dieser Arbeit „aber drei Batzen ...“ habe ich noch gut im Ohr.

Als Grundfutter für die Schweine dienten Kartoffeln, die in großen Mengen im tiefen klimatisch günstigen Kartoffelkeller unter dem Scheunengebäude lagerten.

Alljährlich in den Wintermonaten wurde natürlich nach alter Bauerntradition eine „Sau“ geschlachtet. Die Vorbereitungen dazu, das „Schlachtfest“, das Schlachten durch den Hauschlächter Alfred Weber aus Schönberg, die Fleischbeschau, das Wellfleischschneiden und vor allem das Wellfleischessen und später die herrliche frische Leber- und Blutwurst und noch später der ausgezeichnete geräucherte Speck und Schinken gehören zu den schönsten Erinnerungen. Der landwirtschaftliche Betrieb damaliger Prägung war ja in hohem Maße auch ein Selbstversorgerbetrieb. Auch das Brot wurde hauptsächlich selbstgebacken, in Form großer runder Brotlaibe, im großen Backofen in der Kleinen Küche auf glühenden Kohlen. Am Vorabend wurde der Brotteig in einem großen Backtrog mit Sauerteig vorbereitet. Die Frieda grub zum Schluss eine Längsfurche und mehrere Querschnitte in den weichen Brotteig ein, der über Nacht in der Großen Küche in der Wärme „gehen“ musste. Am nächsten Tag, unmittelbar vor dem Backen wurden die Brote geformt. Zur Lagerung dienten strohgeflechtene schüsselartige Teller. Das frischbackene Brot schmeckte köstlich, ganz besonders zur frischen Wurst, aber auch zum frischen Speckfett, das täglich aufs Brot gegessen wurde.

Mit den Broten wurden meist auch große runde Kuchen auf runden Kuchenblechen gebacken, besonders zu festlichen Anlässen, wie Kirmes oder Kirschfest oder zu den kirchlichen Festtagen. Kuchen ging eigentlich nie aus, weil der Herr des Hauses eine Vorliebe dafür hatte. Etwa einmal wöchentlich wurden Brot und Kuchen vom „Bäcken“¹ in der Köthel neben anderen Lebensmitteln mit einem kleinen Handwagen herangeholt.

Der Speisezettel war den Bedürfnissen der schwer arbeitenden Menschen angepasst. Zum Frühstück um 7 Uhr, nach der Arbeit in den Ställen, und nachdem im Sommer der Klee oder anderes frisches Grünfutter vom Feld geholt waren, gab es Milchsuppe mit Salz, Brot, Butter und Camembert-Käse, Quark und Zuckerrübensirup. Letztere Kombination schmeckte aufs Brot vorzüglich. Der Sirup wurde ebenfalls wieder in mühevoller wie selbstverständlicher Kleinarbeit aus den betriebseigenen Zuckerrüben selbst hergestellt: Die Rüben wurden zerkleinert, gekocht, der Saft eingedickt.

7.30 Uhr ging es an die Arbeit, die schon abgesprochen war: im Winter in der Scheune, in den übrigen Jahreszeiten auf dem Feld. Dieses – ich weiß nicht mehr die Größe, waren es etwa 50 Acker – zog sich zu beiden Seiten eines langen Feldweges hin, der links von der Straße nach Schönberg ein kleines Wegstück hinter Webers Haus begann – hier als Hohlweg auf seiner rechten Seite mit einer Reihe von köstlichen gelb-roten Knorpelkirschen bestanden – und zunächst allmählich bergauf führte, um dann in einem steilen Wiesengrund zu enden. Bei der Heuernte hier unten konnten die Pferde nur unter Anspannung all ihrer Kräfte und mit intensivster Anfeuerung durch den Kutscher die schweren Heufuder bergauf ziehen. So manches kippte um, wenn in der Hitze des Gefechtes der Wagen eine zum Gefälle ungünstige Richtung nahm.

Um 11 Uhr – ich glaube, die Kirchenglocken von Tettau und Schönberg läuteten wochentags um diese Zeit – ging es heimwärts. Die Pferde mussten getränkt und gefüttert werden. Um 12 Uhr wurde zu Mittag gegessen. Meist war dies ein Essen mit gebratenem Fleisch und Kartoffeln mit Gemüse, gekocht von Frau Dietzmann, unterstützt von Marianne und anderen gerade zur Verfügung stehenden Hilfskräften. Es gab eigenes Schweinefleisch, „Karbonaden“, Rind- und Kalbfleisch, Geflügel. Von letzterem waren eine große Hühnerschar, Enten und Gänse und Tauben vorhanden. Das von den geschlachteten Enten gewonnene Blut wurde übrigens zu einer schmackhaften

Tiegelwurst verarbeitet und zu Brot – zum Abendessen – gegessen. Dazu gab es meist gekochte Apfelstückchen.

Doch zurück zum geschilderten Tagesablauf: Nach dem Mittagessen wurde eine kurze Mittagsruhe gehalten, bis pünktlich 13 Uhr Frieda Hemmann zur Fortsetzung der Arbeit rief. Heinz spannte die Pferde ein, die Feldarbeiter – auch Tagelöhner aus dem Dorf (Hugo und Franziska Weber, Helmut und Liesbeth Weber halfen als Rentner oder um sich neben ihrer Berufstätigkeit bzw. als Hausfrau noch ein wenig dazu zu verdienen) bestiegen den Pferdewagen und hinaus ging's aufs Feld. Arbeitskräfte wurden zu damaliger Zeit meist viele gebraucht: zum Rübenverziehen, Rübenhacken, in der Ernte zum Aufstellen der Getreidepuppen, wenn das Getreide „modern“ mit dem Mähbinder gemäht wurde. Manche Betriebe hatten nur einen „Ableger“, der das Getreide nur schnitt; danach mussten die Garben von Hand „abgerafft“ und mit Strohseilen gebunden werden. Das kam auch vor, wenn der Binder nicht funktionierte, das Bindegarn riss und die Halme ungebunden auf den Boden fielen. Auch durch Wind und Unwetter umgeknicktes „Lagergetreide“ musste mit der Hand zu Garben gebunden werden. Diese und andere Pannen bei der Getreidemahd kamen schon öfter einmal vor und waren Anlass dafür, dass man seinen Ärger lautstark von sich gab. Ehe der Binder, dieses Wunderwerk der Technik, von Mc Cormick produziert, mit 3 (!) Pferden über das Feld gezogen wurde, musste er natürlich nach einem Jahr Standzeit eingehend auf Funktionstüchtigkeit überprüft und sorgfältig abgeschmiert werden.

Welche „Erlösung“ kam nach so manch harter Arbeit bei Wind und Wetter oder in brütender Hitze dann in Form des Vespers, das wir Kinder oder auch einmal der Chef selbst im großen Vesperkorb nachmittags auf das Feld trugen: Blut- oder Leberwurst- oder Fettschnitten, dazu große „Lasen“² mit Malzkaffee, der den großen Durst ausgezeichnet löschte.

Wenn das Getreide zu Garben gebunden auf dem Feld lag, mussten diese alsbald zum Trocknen zu Puppen aufgestellt werden. Diese Arbeit machten wir gern; besonders die leichten Hafergarben ließen sich gut zu Puppen aufstellen. Hier kam es nicht nur darauf an, dass schnell gearbeitet wurde, sondern die Puppen mussten vor Wind und Wetter sicher stehen. Mehrere Arbeiter nahmen die vom Binder in regelmäßigen Reihen abgelegten Garben auf und stellten sie – von links und rechts kommend – so auf, dass jeweils zwei Garben sich gegenseitig stützten. Es wurden also zunächst vier und in die Lücken noch einmal vier Garben gestellt, so dass meist acht Garben zu einer Puppe gehörten. Die größeren Korn- (Roggen-) Garben wurden zur besseren Stabilität an ihren Köpfen mit Strohseilen zusammengebunden. Wenn die Puppen schön gleichmäßig in schnurgeraden Reihen aufgestellt waren (man durfte sich ja nicht vor den Nachbarn blamieren; auch damals gab es einen Wettbewerb zwischen den Bauern, jeder schaute auf die Arbeit der anderen), war das auch ein sehr schöner, ästhetischer Anblick, auf so manchem Künstlergemälde festgehalten und vor dem Vergessen bewahrt. Auch beim Laden der Erntewagen und dem Einfahren des Getreides nach der Trocknung in den Puppen kam es auf ordentliche, exakte Arbeit an: Mit zweizinkigen Langgabeln „langten“ die Erntearbeiter die mehr oder weniger schweren Garben auf den Leiterwagen, auf dem ein oder zwei Personen das „Laden“ zu erledigen, das heißt, die Garben in Empfang zu nehmen und geschickt und nach bestimmten Regeln zuerst im Inneren des Wagens zu verstauen und dann in hoher Schicht über den Leitern gleichmäßig so zu laden hatten, dass ein weit über die Umrisse des Erntewagens ausladendes Getreidefuder entstand. Dabei mussten selbstverständlich die Gesetzmäßigkeiten der Statik und die Schwerpunktverteilung beachtet werden, wenn man nicht das Umkippen eines solchen Fuders riskieren wollte, was dennoch manchmal geschah. Bei Dietzmanns war für das

Laden Marianne verantwortlich. Ich wurde in der Erntehilfe in den großen Ferien für diese Arbeit mit eingeteilt.

Das Einfahren war bestens organisiert: Wenn ein Fuder auf dem Feld geladen worden war, wurde es mit einem Paar Pferden in die Scheune zum Abladen gefahren. Unterdessen konnte auf dem Feld mit dem zweiten Pferdepaar das nächste Fuder geladen werden. Wenn es voll war, kam bereits das erste Pferdepaar mit einem dritten Wagen wieder aufs Feld. Der Kutscher, das war meist Heinz Dietzmann oder manchmal auch Arthur Dietzmann, übernahm das volle Fuder für die Heimfahrt. Zu Hause wurde an den inzwischen entladenen Wagen umgespannt und im zügigen Trab ging es wieder aufs Feld. Bis in die späten Abendstunden wurde so gearbeitet, damit das kostbare Getreide unter Dach und Fach kam.

So schwer und hart die Arbeitstage auf dem Bauernhof und draußen auf dem Feld waren, es gab auch Sonntage und Feiertage, es wurden Feste gefeiert, an die ich mich gern erinnere. An den Sonntagen musste gearbeitet werden, wenn diese Arbeiten nicht aufschiebbar waren, so in der Heu- oder Getreideernte. Sonst wurde der Sonntag als Feiertag angesehen (natürlich mussten die Arbeiten für die Versorgung der Tiere getan werden). Schon am Sonnabend nachmittag wurde der Hof mit Reisigbesen gekehrt und überall Ordnung gemacht. Es kehrte eine Stille der Besinnung und Entspannung auf dem Hof ein. Wenn ein Fest, zum Beispiel während der Ernte der Süßkirschen das Kirschfest, anstand, gab es viele Vorbereitungen: Da wurden große Kirschkuchen gebacken und die Verwandten aus Tettau (Höbelbarths Albert aus dem Gasthof) und die Schönberger Verwandten, ebenfalls Höbelbarths, Brüder von Frau Flora Dietzmann, aber auch gute Bekannte und Arbeiter bei Dietzmanns, zum Beispiel Brüder von Hemmanns Frieda, waren eingeladen. Für diese Gelegenheiten tafelte man in der großen Stube. Daneben gab es noch eine kleine Stube. Diese Räumlichkeiten wurden sonst das ganze Jahr nicht genutzt, nur zu besonderen Anlässen, zu denen natürlich auch Weihnachten und Ostern zählte. Dadurch haftete den alten schweren Möbeln und dem Sofa ein eigentümlicher Geruch an. Auch musste zu Weihnachten erst tüchtig geheizt werden, damit es einigermaßen warm darin wurde. Uns Kinder störte das nicht, das Geheimnisvolle dieser Stube faszinierte uns.

Damit die Kirschen auch nicht zu sehr von den Staren gefressen wurden, mussten wir Kinder durch entsprechenden Lärm die Stare vertreiben, wir mussten die „Stare hüten“

In der Erinnerung könnte man diese Zeit auf dem Lande als beschaulich und wunderbar ansehen. Man vergisst dabei leicht, dass auch hier in Wünschendorf der Krieg nicht spurlos vorübergegangen ist. Einen gravierenden Einschnitt in die Geruhsamkeit des Wünschendorfer Landlebens brachten die zahlreichen Flüchtlingstrecks der vor den Russen fliehenden Ostpreußen und Schlesier, die in Sachsen eine neue Bleibe suchten. Auch Familie Dietzmann nahm eine Flüchtlingsfamilie auf: Frau Lina Pflanz mit ihren Söhnen Reinhold, einem rotblonden schwächlichen Jungen von vielleicht 14 Jahren und Günter, etwa 12, blond, stämmig. Nun wohnten viele anderssprechende Menschen in Wünschendorf und Umgebung, die neues Leben in die Dörfer brachten. Schon wir Kinder kriegten mit, dass der Krieg auf sein katastrophales Ende zusteuerte. Es wurde gefährlich, größere Strecken auf der Landstraße zu laufen, weil zunehmend mit angloamerikanischen Tieffliegerangriffen zu rechnen war. Mein Bruder und ich suchten einmal auf der Straße nach Oberwiera Schutz im Straßengraben, als Tiefflieger über uns hinwegbrausten.

In Erinnerung ist mir auch ein Bombenabwurf unweit des Ortes Wünschendorf auf freies Feld; man konnte die durch die Detonation aufgewühlten Erdmassen durch die Luft

fliegen sehen. Ein Blindgänger wurde später von Häftlingen, wie man erzählte, ausgegraben.

Auch einen Flugzeugabsturz – es handelte sich um einen Jagdflieger – in der Nähe von Koblenz haben wir erlebt. Über den Rundfunk waren die Meldungen der Bombardierung der großen deutschen Städte wie Chemnitz und Dresden zu hören, was wir Kinder auch mitbekamen. „Schwere anglo-amerikanische Bomberverbände befinden sich über Goslar-Göttingen ...“ war etwa zu hören. Zur Orientierung, wo sich die Flugzeuge aufhielten, dienten schematisch vereinfachte Karten, in denen die wichtigsten deutschen Städte auf konzentrischen Kreisen eingetragen waren.

Das Ende des Krieges erlebten wir in Wünschendorf etwa folgendermaßen: Ein leichter Flugzeug, ich glaube, ein Doppeldecker, kam aus der Luft immer weiter heruntergefliegen und landete schließlich auf freiem Feld, wenige Hundert Meter von Dietzmanns Gehöft entfernt. Gleichzeitig war das Knattern von Maschinengewehren zu hören. Es wurde gesagt, dass in der unweit vom Hof gelegenen Sandgrube sich SS verschanzt hatte. Dann passierten Militärfahrzeuge die Straße. Es hieß, die weiße Fahne müsse gehisst werden. Bald darauf: Weg mit der weißen Fahne, SS kommt! Es war eine aufregende Zeit. Doch bald kehrte Ruhe ein, der Krieg war offensichtlich vorbei. Das zeigte sich auch darin, dass die amerikanischen Soldaten sich mit ihren Jeeps auf dem umliegenden Gelände häuslich niederließen, Tennis spielten und Schokolade verteilten. Sie brachten sogar Sachen zum Waschen zu Dietzmanns. Später zogen die Amerikaner ab und hinterließen sehr großzügig Fahrzeuge, Waffen, Munition.

Nun waren auch die Ostarbeiter frei und es waren große Bewegungen von Menschen zu beobachten, Juden und Gefangene der Nazis, die nun auf freiem Fuß waren. Ein Erlebnis ist mir in schrecklicher Erinnerung, als der „große“ Stefan stark angetrunken im Trubel des Umsturzes auf dem Hof erschien und nach Heinz Dietzmann suchte, der ihn früher manchmal etwas schikaniert hatte. Er wollte sich dafür an ihm rächen. Alle Zimmer des Dietzmannschen Wohnhauses wurden durchsucht und zum Teil verwüstet. Auch in unser Zimmer drang er ein, erblickte meine Mutter und uns zwei Kinder und verließ uns wieder, sich entschuldigend und betuernd, dass wir uns vor ihm nicht zu fürchten brauchten, dass er nur Heinz suche. Der hatte sich aber sicher versteckt. Was aus ihm und auch dem „kleinen“ Stefan geworden ist, weiß ich nicht; ich hörte aber, dass der große Stefan von seinen Leuten erschossen worden sei. Es ist ja bekannt, dass die sowjetischen Ostarbeiter unter Stalin als „deutsche Kollaborateure“ großen Repressalien ausgesetzt waren und auch mit dem Tode rechnen mussten.

In Meerane gab es ein großes Lager, angefüllt mit Stoffen und Bekleidung für die deutsche Marine, das für die Bevölkerung freigegeben wurde. Am Tor standen amerikanische, zum Teil afroamerikanische (wir sahen diese damals zum ersten Mal) Wachposten, die das wilde Plündern des Lagers etwas unter Kontrolle halten sollten. Pferdewagenweise wurden Stiefel, Socken, Stoffballen für blaue Marineuniformen und andere Kleidungsstücke „gehamstert“. Man konnte viele Leute, sogar Kinder in den Stiefeln laufen sehen, auch wenn sie zu groß waren. Wir bekamen marineblaue Anzüge geschneidert. Zu kaufen gab es ja nichts.

Im Sommer des Jahres 1945, ich glaube, es war im Juli, erkrankten mein Bruder und ich an Scharlach und wurden in das Hilfskrankenhaus Meerane eingewiesen. Ich erinnere mich, dass man vom Krankenzimmer aus auf ein Schienennetz der Eisenbahn blicken und viele Menschentransporte beobachten konnte.

Für meine Mutter und uns Kinder kam nach unserer Genesung und Entlassung aus dem Krankenhaus bald die Heimkehr nach Leipzig. Kurt Schmidt aus Wünschendorf, der ein

kleines Transportunternehmen betrieb, fuhr uns mit unseren wenigen Habseligkeiten am 4. August 1945 wieder in unsere alte Wohnung, die inzwischen von einem alten Ehepaar bewohnt worden war.

Die kommenden schweren Nachkriegsjahre waren geprägt von Hunger und Not, mein Vater war noch in französischer Kriegsgefangenschaft und kam erst im März 1947 zu uns nach Hause zurück.

1946 wurde der Schulbetrieb wieder eröffnet. In den großen Ferien fuhren mein Bruder und ich viele Jahre regelmäßig zur Erntehilfe nach Wünschendorf. Mit dem Personenzug ging es bis Gößnitz. Von hier aus legten wir den Weg nach Wünschendorf meistens zu Fuß zurück. Durch diesen Landaufenthalt war – wenn die Arbeit auch nicht leicht war – für einige Wochen unsere Ernährung gesichert und wir verdienten uns nebenbei noch ein gutes Taschengeld.

Erst als ich 1954 mein Studium der Veterinärmedizin in Leipzig aufnahm – die Anregung dazu gab mir unsere Zeit in Wünschendorf – wurde die Beziehung zu diesem Ort und der Familie Dietzmann allmählich lockerer. Im Sommer 1962 habe ich Dietzmanns nach meiner Erinnerung letztmalig besucht. Bald starben Arthur Dietzmann und seine Frau und auch Marianne, ein immer freundlicher, optimistischer Mensch mit einem großen Gottvertrauen erlag in relativ jungen Jahren einem Krebsleiden. Heinz ging wohl – nun ganz auf sich gestellt – in ein Heim. Was aus ihm geworden ist kann ich nicht sagen.

Die Ruhestätte der Familie Dietzmann liegt schattig unter Bäumen an der Friedhofsmauer des Tettauer Friedhofes. Ihr einstmals prächtiger Hof dient heute einem guten sozialen Zweck: der Unterkunft und der Lebensgestaltung schwer erziehbarer junger Menschen.

Dr. Jürgen Krause (Dresden / 2012)

Dr. Jürgen Krause wurde Ende 1943 im Alter von 6 Jahren zusammen mit seiner Mutter und zwei jüngeren Geschwistern aus Dresden evakuiert. Er wohnte bis August 1945 in Köthel auf dem Bauernhof von Verwandten und ging auch in Schönberg in die Schule. Er ist später noch oft in dieses Dorf zurückgekehrt.

Köthel ist heute Ortsteil der Gemeinde 08393 Schönberg.

Seine Lebenserinnerungen und die Geschichte seiner Familie hat Dr. Jürgen Krause in einem Buch aufgearbeitet und zusammengestellt:

Jürgen Krause: Überlieferungen – Erinnerungen – Erfahrungen; Ein Stück Familien- und Zeitgeschichte vom Dorfschulmeister in „Korneck“, seinen Nachfahren und Verwandten; Privatdruck, A4, 348 Seiten, 2012.

Die folgenden Auszüge sind diesen Aufzeichnungen entnommen.

Köthel – eine zweite Heimat von Dezember 1943 bis August 1945

Evakuierung nach Köthel – letztes Wiedersehen mit Vater beim Fronturlaub

Die Luftangriffe auf deutsche Großstädte nahmen zu, auch im östlichen Teil, da die Reichweite der Bombenflugzeuge größer wurde. Da wollte uns Vater in besserer Sicherheit wissen. Nach seinem letzten Urlaub im November vor seiner Fahrt an die Front verließen wir, Mutti mit uns 3 Kindern, 6, 4 und 2 Jahre alt, im Dezember 1943 Dresden und evakuierten uns selbst nach Köthel, was auch einer allgemeinen Aufforderung entsprach. Dort wurden wir von Helene und Felix Junghanns in ihrem Bauernhof aufgenommen. Oma blieb in Dresden.

Wie wir uns dann in Köthel eingerichtet hatten, das Leben auf einem Bauernhof und in einem Dorf mit dem Besuch der einklassigen Dorfschule, das ist späteren Kapiteln vorbehalten. Zunächst soll Vaters Weg bis zum traurigen Ende verfolgt werden.

Vom 20.2. bis 16.3.1944 hatte Vater Urlaub von der Front in Berislaw / Russland. Er kam zunächst nach Köthel, dann fuhren wir nach Dresden. In dieser Zeit hatte auch Hans-Eberhard Urlaub.

Am 17.3.44 begann Vater die Rückreise von Dresden zur Front. Einen nächtlichen Fliegeralarm erlebte er mit Mutti beim Abschied auf dem Hauptbahnhof. Die Rückreise zur Truppe war voller Hindernisse über Polen, mit 160 km Fußmarsch am Ostrand der Karpaten entlang bis nach Roman (Bessarabien), über Bolgrad nach Bacau zum Versprengten-Sammellager (15.11.44). Nach 3 Wochen war das Ziel noch nicht erreicht. Die alte Einheit wurde weiter über Galatz (Rumänien) in Richtung Odessa gesucht, so kam er in Popeasca beim Tross der gesuchten Einheit an. Eigenartig war, man wusste wo Vaters bisherige Truppe lag, sagte es aber nicht! Die alte Einheit soll fast aufgerieben

worden sein bei schweren Kämpfen während seiner Abwesenheit, sie soll 3x eingekesselt gewesen sein, soll sich aber gut geschlagen haben, es habe keine Überläufer gegeben. Seine Sachen wurden vom Tross nicht gerettet, also waren alle seine Sachen, die er an der Front hatte, verloren.

Er wurde bei einem Oberleutnant auf der Ortskommandantur eingesetzt, 2 Urlauber und 20 Versprengte waren der Rest eines Bataillons! B. ist 100 km hinter der Front. Ein Bataillon wurde aus dem Kampf gezogen und kam Ende April wieder zur Front, wo Anfang Mai fast niemand mehr übrig war. Das Bataillon (999) wurde als „Bewährungsbataillon“ betrachtet und von den anderen Wehrmachts-Divisionen dort eingesetzt, wo die größten Verluste zu erwarten waren! Die Stammmannschaften hatten die Hauptverdienste im Kampf und mussten den nicht sehr willigen Bewährungssoldaten im Kampf vorangehen. Vater wurde an der Front wieder auf seinem alten Posten eingesetzt, kam aber nach 4 Tagen als Spießersatz wieder zum Tross und wechselte dann wieder zur Front, wo es Ende Juni große Verluste durch starke Angriffe der Russen mit Luftwaffeneinsatz gab. Rekruten wurden zur „Bewahrung“ nach vorn geschickt. Malaria, Läuse, Staub und große Hitze herrschten.

Anfang Juli 1944 hatte Vater plötzlich starke Schmerzen in der rechten Wade mit Krampf- adern und einem harten Knoten, der später aufriss. Er kam ins Lazarett (Hauptverbandsplatz) mit einer schweren Venenentzündung, bekam hohes Fieber mit Atemnot und Kreislaufproblemen. Eine Operation (Venenerödung) war nicht gleich möglich, er sollte trotz Schmerzen entlassen werden, um Platz für Malariakranke zu haben.

Doch Rückfälle und eine 2. Entzündung im Knie ließen keine Entlassung zu, er musste weiter liegen. Der Stabsarzt schätzte Vaters Zustand ernster als er selbst ein. Sogar eine kurze Genesungszeit wurde vorgesehen. An der Front gab es schwere Verluste mit vielen Gefallenen, nur die Stäbe konnten sich halten.

Vom 17.8.1944 kam Vaters letzter Brief vom Hauptverbandsplatz (Lazarett). Er bekam trotz geschwollenen Knöchels den Befehl zum Aufstehen und sollte am nächsten Tag untersucht werden.

Dann kam die Vermisstmeldung der Wehrmacht v. 28.8.1944 und die lange Zeit der Ungewissheit über seinen Verbleib und sein Schicksal begann.

Nun begann eine Zeit des Bangens und Hoffens, die man gar nicht richtig beschreiben kann. Oft musste Mutti trösten bei den bangeren Fragen nach Vaters Verbleib. Da floss manche Träne an ihrer Seite und bei ihr. Die Ungewissheit seit Mitte 1944 bestand bis zur Heimkehr eines Kriegskameraden aus Heidenau, der mit Vater in der Gefangenschaft zusammentraf und aus dieser Ende 1945 heimkehrte. Er berichtete, was er erfahren hatte und machte auch die notwendigen Angaben für eine Sterbeurkunde, die er beurkundete.

In Rumänien gab es einen Umsturz um den 23. August 1944. Die Rumänen fielen den Deutschen, bisher mit ihnen verbündet, in den Rücken und verbündeten sich mit den Russen. Am 25. August 1944 erklärten sie Deutschland den Krieg.

Vater soll in einem Lazarettzug bei dem Umsturz nicht mehr durchgekommen sein, er kam in russische Gefangenschaft nach Kuibyschew an der Wolga, wo er der schweren Arbeit im Steinbruch und am Wasser mit wenig Verpflegung, von einer Ruhr zusätzlich geschwächt, nicht gewachsen war und zusammenbrach. Er kam in das Lagerlazarett mit zu schwacher Lunge und Herz, wo er und am 28.11.1944 ruhig eingeschlafen sein soll. Von deutschen Stellen kamen keine Auskünfte, erstmals kam von der franz. Kontrollstelle in Berlin 1950 eine Nachricht mit der Bestätigung des Sterbetages.

Vaters Schicksal, sein früher Tod in einem sinnlosen Krieg größtenwohnsinniger Politiker und der zu zeitige Verlust eines geliebten Vaters in früher Kindheit beschäftigte mich mein ganzes Leben lang und hatte sicher Auswirkungen auf meine kommende Entwicklung.

Köthel – eine 2. Heimat bis August 1945

Noch Vaters Kurzurlaub vor der Fahrt über Griechenland an die russische Front Ende November 1943 hatte Mutti die Evakuierung nach Köthel vorbereitet und durchgeführt. Wir nahmen nur die wichtigsten Dinge mit nach Köthel. Bei Vaters letztem Urlaub im März 1944 waren wir kurz in Dresden, wo ich dann für einige Tage die Schule besuchte.

In Köthel wohnten wir bei Helene und Felix Junghanns, Omos Bruder, in seinem Gut. Wir hatten ein Zimmer im 1. Stock des Wohnhauses für uns mit 2 großen Betten, Platz für ein Kinderbett und einer Schlafstatt auf dem Sofa am Tisch und 2 Fenster zur Straßenseite. Das war unser Schlaf- und Wohnzimmer zugleich. Das Zimmer war auch unser Refugium, um uns einmal zurückzuziehen. Sonst waren wir in die Familie von Onkel Felix integriert. Zu den Mahlzeiten, Milchsuppe mit gerösteten Brotwürfeln gehörte fast in allen Jahreszeiten vor dem Mittagessen dazu, saßen wir in der kleinen Stube im Erdgeschoß mit Tante Lene, Onkel Felix und ihrer Schwiegertochter Tante Annemarie am Tisch. Onkel Hans-Eberhard war auch im Krieg. Sie haben 1944 in Hermersdorf geheiratet, in dieser Zeit hatte Multi auf dem Gut Regie zu führen, denn Tante Lene und Onkel Felix waren mit in Hermersdorf bei Berlin.

Mit 6 Jahren von der Stadt aufs Dorf, das war in vielen Dingen eine Umstellung. Ein Bauernhof musste natürlich erst richtig kennen gelernt werden mit den vielen Tieren, vor denen man Respekt oder auch Scheu hatte. Es war ein Vierseithof in der typischen Form der Höfe im Altenburger Land. Köthel gehörte zu Thüringen an der Grenze zu Sachsen, die Schule und Kirche waren in Schönberg.

Das Wohnhaus war mit dem Erdgeschoss ebenerdig und nur an einer Seite unterkellert. Im Erdgeschoss waren die kleine und gute Stube, die Küche, die Speisekammer, der Backofen, Flur und Hausstube, der Raum in dem die „Knechte und Mägde“ und auch die zugeteilten Kriegsgefangenen, nacheinander aus Frankreich, Vater und Mutter konnten sich z. B. mit Raimon gut in Französisch unterhalten, Italien und Russland aßen, alle aus der gleichen Küche. Eine Holzterasse führte in das Obergeschoß, des Fachwerkbauwes. Die Große Stube, hier wurden früher Feste gefeiert war jetzt Tante Annemaries und Onkel Eberhards Zimmer, das Schlafzimmer von Onkel Felix und Tante Lene, ein Vorratszimmer, ein Bad mit kleinem Nebenzimmer, das „Krause-Zimmer“ und eine Toilette befanden sich dort im ersten Stock.

Von der Straße gab es 2 Einfahrten in den Hof, an der rechten Seite war der Pferdestall, der Kutschschuppen und ein Stall für Gänse, Enten und auch einmal Schweine. Darüber im Obergeschoß, ebenfalls in Fachwerkbauweise, waren Schlaf- bzw. Aufenthaltskammern für die „Knechte“, sprich Gespannführer und Melker u.a.. In der großen Stube, ursprünglich zum Feiern von Festen, der Porstube³, wurde meist Getreide gelagert. Darüber war ein Heuboden. Der Pferdestall in Gewölbebauart hatte Platz für 5-6 Pferde.

Zu solch einem Bauernhof von ca. 38 ha Größe gehörten mindestens 2 Gespanne mit je 2 Pferden für den Ackerbau, ein Pferd war meist für das Fahren der Kutsche besser geeignet. Links vom Wohnhaus stand der Kuhstall, schon etwas moderner in Stein gebaut.

Platz war darin auch für einige Schweine. Am feldseitigen Ende des Erdgeschosses war das unterkellerte Grasehaus für das täglich anzufahrende Grünfutter. Der Keller darunter war für Rüben da, im Krieg diente er auch als Luftschuttkeller. Im Obergeschoß war zur Straße zu eine Wohnung, einmal als Altensitz gedacht, im Krieg zur Unterbringung von Kriegsgefangenen benutzt, die auf den Bauernhöfen zur Arbeit eingeteilt waren. Einige Räume und ein Hühnerstall waren auch dort. Darüber im Dachgeschoss war der große Heuboden. Zum Entladen der Heufuder gab es einen Heuaufzug am Giebel.

In der Mitte des Bauernhofes war ein großer von einer Mauer eingefasster Misthaufen. Auf der „Heiste“ (gepflasterter Hofteil vor dem Wohnhaus) zwischen Wohnhaus und Mistmauer war auch die Plumpe⁴, die den Hauptanteil des Wassers lieferte, wenn die Wasserleitung wenig Wasser hatte, die von einem Sammelbehälter am Feldweg bei Onkel Herberts Feldern zum Holz gespeist wurde für die Küche, Toilette, das Bad und die Ställe, die meist ihre Leistungsfähigkeit erreichte.

Gegenüber vom Wohnhaus befand sich die Scheune, ein schon neuerer und recht hoher Bau mit 2 Einfahrten (Tennen), Garbenaufzug, Dreschboden mit Dreschmaschine zwischen den Tennen und Strohpresse, Siedekammer, Kellerraum für das Pökelfass. Zwischen Scheune und Kuhstall war eine Hofeinfahrt vom Sandgrubenweg her. Auf der Seite des Pferdestalls war ein Holzschuppen mit einer Hobelbank und dem Durchgang zum Garten hinter und neben der Scheune und zu Tante Lenes Sonnenbad auf einem Balkon zum Garten.

Die Entdeckung / Erkundung des Dorfes

Das Leben auf einem Bauernhof und alles was dazu gehörte, das war ungewohnt und neu. Vieles gab es zu entdecken. Nicht überall durfte man wegen der Gefahrenquellen hin oder allein hin. Onkel Felix war uns aber ein guter Gastgeber, immer zu einem Spaß aufgelegt, und geduldiger Lehrmeister für das Kennenlernen des Betriebes auf dem Bauernhof und auf den Feldern. Er hatte im 1. Weltkrieg eine Handverletzung erhalten, trug meist einen Lederhandschuh an dieser und konnte deshalb nicht alle Arbeiten ohne Schwierigkeiten ausführen. Hier, noch besser später in den Ferien nach dem Krieg, lernte man Tiere und Pflanzen kennen, die nötigen Feldarbeiten und selbst eine Hasenjagd. Brot- und Kuchenbacken im großen Backofen neben der Küche oder das Schlachten eines Schweins und dessen Verarbeitung zählten zu besonderen Ereignissen.

Das war ein Gewinn für das ganze Leben.

Felder lagen auf beiden Seiten des Bauernhofes, von der Straße und der Bach⁵ bis zur Schaftrébe, auf der anderen Seite bis zum Holz mit der Sandgrube. Daneben lagen die Felder von Onkel Herberts Gut, ebenfalls ein Vierseithof, ca. 400 m entfernt.

Der Tagesablauf auf einem Bauernhof hat strenge Regeln. Zeitig musste im Kuhstall gemolken werden und die Milch in Kannen zur Milchrampe gefahren werden, wo sie das Auto der Molkerei zur weiteren Verarbeitung abholte, um dann mittags einen kleinen Teil als entrahmte Milch, Molke, Quark oder Butter zurückzubringen. Jeder Bauernhof hatte eine Kenn-Nummer, z.B. 13-9, auf den Kannen stehen.

Frühzeitig musste auch Grünfutter, Klee oder Luzerne, vom Feld für die Viehfütterung geholt werden. Die Ställe mussten ausgemistet werden. Dann war erst Frühstück. danach ging es zur Feldarbeit oder zu anderen Arbeiten raus. Im Winter wurde damals noch in der Scheune gedroschen, in die das Getreide als Garben im Sommer eingefahren worden war. Mittags waren dann alle wieder im Hof zum Mittagessen und für eine kurze Mittagsruhe, dann folgten wieder bis abends die Arbeiten je nach Jahreszeit. Zwischendurch war

Vesper, da wurde im Sommer Brot und Kaffee (Tee) auf das Feld getragen. Abends musste dann erst Kühe, Schweine, Pferde, Ziegen, Schafe, Gänse, Enten und Hühner versorgt werden, ehe es Abendbrot gab.

Nicht nur auf dem Bauernhof war viel zu entdecken. Das ganze Dorf, eine andere Schule, neue Spielkameraden, der Weg zur Schule und anderes waren neu. Es gab keine Straßenbahn und keinen Busverkehr. In Meerane, ca. 4 km entfernt, war neben Gößnitz mit einer Getreidemühle, die nächste Bahnstation. Altenburg war die größere Stadt als Verwaltungszentrum mit Landratsamt, Schloss, einem Theater und Skatturnieren.

Reisen von Dresden nach Köthel erfolgten damals bis Meerane mit der Eisenbahn. In Glauchau musste umgestiegen werden in den Personenzug nach Meerane, der über Gößnitz weiter nach Gera und Jena fuhr. In Meerane wurden wir meist mit der Kutsche am Bahnhof von Onkel Felix abgeholt, mit der es dann in Meerane an den Webereien vorbei über Götzenthal und Hainichen nach Köthel ging. Zu Fuß wurde der Weg über Crotenlaide am Crotenholz vorbei etwas kürzer. Nach einer kleinen Anhöhe kam man nach Köthel und sah in der Ferne schon den Kirchturm ehe man zu den ersten Häusern kam. Rechts war Ulbrichts Gut, ein großer Vierseithof mit ca. 40 ha, links ging eine Straße in die „Keitel“ mit einigen Häusern und 3 kleineren Bauerhöfen (Quellmalz, Geyer und Schnabel). Vor Ulbrichts Gut lag neben der Straße ein großer Teich. Dann folgte rechts ein Weg zu Pohles Haus etwas oberhalb der Straße und an der Straße ein Pohle-Haus, dann folgte der Bauernhof von Erich Junghanns, der mit meinen Verwandten entfernt verwandt war. Nach einem Teich rechts der Straße folgte das Gul von Onkel Felix. Wie es im Dorf weiter geht, soll beim Schulweg beschrieben werden.

Die einklassige Dorfschule und das Dorf

Köthel hatte mit Schönberg eine gemeinsame Schule neben der Schönberger Kirche und dem Friedhof, auf einer kleinen Anhöhe am Ende des Dorfes gelegen, wo rechts die Straße nach Schönberg und geradeaus nach Tettau weiterging.

Es war eine Kirchscheule, wo der Kantor den Unterricht wie einst der Urgroßvater in Remse gab und auch darin wohnte. Es gab 2 Klassenzimmer, aber nur eins wurde benötigt. Es gab eine einzige Klasse für alle 8 Schuljahre gemeinsam. Vater hohe do seine Bedenken in vielen Briefen, ob unter diesen Bedingungen für seinen Sohn eine gute Schulbildung möglich sei. Nach der Schule musste ich stets erst die Schularbeiten erledigt haben, ehe es zum Spielen raus ging.

Als Vater 1944 aus dem Krieg auf Urlaub war und wir einige Tage in Dresden waren, da ging ich in der alten Klasse wieder in die Schule. Schönschreiben bei Herrn Quaas, da musste ich mich mächtig für eine 2 anstrengen. Auch das Grüßen in Dresden war dann anders, man musste in der Öffentlichkeit einen Lehrer mit dem Heilsgruß und erhobenen Arm (Heil Hitler!) grüßen, in Köthel gingen wir mit „Moin, Moin“, sprich „Guten Morgen“ durch das Dorf in die Schule. Von der HJ merkten wir jüngeren Schüler dort auch nichts. Allerdings das Sammeln für das Winterhilfswerk (WHW) und das Sammeln von „Lumpen, Knochen, Altpapier und Eisenschrott“ für den „Endsieg“ war auch aktuell.

Hier in der Schule war nun alles neu und anders. Ich kam von der Stadtschule mit mehreren parallelen Jungenklassen und Mädchenklassen je einer Altersstufe mit je ca. 40 Schülern in die einklassige Dorfschule für beide Dörfer, in der Kantor Kirbach den Unterricht erteilte. Vaters Sorge zum Lernen in der Dorfschule war oft Gegenstand seiner Feld-

postbriefe. Er dachte auch an zusätzlichen Privatunterricht. Dann tröstete er sich aber damit, dass auch die Köthler Kinder mit dieser Schulbildung weiter ihren Weg gemacht halten und sein Vater, der in Remse selbst Schüler bei Vaters Großvater in solch einer Schule gewesen war, später Lehrer wurde, also musste doch etwas zu lernen gewesen sein.

Wie das der Kantor gemacht hat, das kann ich nicht mehr beschreiben. Früh begannen die ältesten Klassen zuerst den gemeinsamen Unterricht, wohl die 7. und 8., dann kamen die 5. und 6. hinzu, wenn die 7. und 8. gingen, kamen die 3. und 4., beim nächsten Wechsel, wenn die 5. und 6. gingen, kamen wir, die Schüler der 1. und 2. Klasse. So etwa funktionierte ein ständiger Wechsel.

Geht man heute den Weg bis zur Schule, so sind das ca. 15 Minuten, damals waren wir viel länger unterwegs, der Heimweg dauerte auch einmal eine Stunde. Auf dem Weg zur Schule wurde die Gruppe, die sich gegenseitig abholte, immer größer. So kamen von „unten“ aus der Richtung von Ulbrichts Gut und der Keitel auch schon Flüchtlings- oder Umsiedlerkinder, die aus dem Ruhrgebiet stammten und schon ausgebombt oder evakuiert waren.

Der Schulweg ging weiter an den Häusern von Otto Köhler, Kleindiensts, Johannes Köhler, Schneiders, hier hatte Willy Schneider seine Schusterwerkstatt, Werners und Fischers vorbei. Dann kam nach dem Teich Onkel Herberts Gut, dem folgten die Güter von Haberkorn / Rothe, Ruß / Mehlhorn, der Tischler Fischer, Gräfes Gut links auf der Höhe, der Stellmacher Öhler mit der Poststelle, die Güter von Bergers, Porzigs, Wiegners und Kästners, der Gasthof und links die Schmiede von Pomper, ein moderner Konsum-Bau und noch einige Häuser mit einem Bäcker bis zum Weg, der bergauf zur Schule und Kirche mit Friedhof führte, was schon Schönberg war.

Waren feindliche Flugzeuge im Anflug Richtung Chemnitz oder Dresden, so war vor deren erwarteter Ankunft 15 Minuten vorher Voralarm. Da musste der Heimweg schnell gehen, wenn wir vor dem richtigen Fliegeralarm nach Hause geschickt wurden. Einmal überraschten uns Flugzeuge auf dem Heimweg, da schmissen wir uns schnell neben der Straße in den Graben zwischen Öhlers und Fischers hin.

Extra gebaute Luftschuttkeller gab es nicht. Bei Onkel Felix war unter dem Grasehaus des Kuhstalls ein Rübenkeller, der mit Pfosten ausgesteift als Luftschutzraum diente, auch für einige Anwohner. In diesen Luftschuttkeller in Köthel musste auch Sigrid Junghanns im Kinderwagen später noch mit, sie wurde am 22. März 1945 kurz vor Kriegsende geboren.

Oft flogen Bomberverbände Richtung Chemnitz oder Dresden auch teilweise über Köthel hinweg, doch als es am 13.2.1945 in Dresden brannte, war der Feuerschein von einer Anhöhe aus zu sehen. Da waren unsere Gedanken bei Oma und unserer Wohnung. Das Haus in der Eisenacher Str. 44, wo Oma bis zum Umzug in die Voglerstr. 27 wohnte, brannte aus. In der Voglerstraße löschte sie mit anderen Hausbewohnern einzelne Brandbomben und erhielt das Haus somit. Sie wohnte im 3. Stock direkt unter dem Dachboden.

Onkel Felix nahm mich auch bei Fahrten auf das Feld oder zu Handwerkern mit. Da wurde meist einspännig mit dem Sauwagen gefahren. Interessant war es in der Schmiede bei Pomper. Dort wurden Pferde beschlagen, d. h. neue Hufeisen angepasst und aufgenagelt, Pflugschare wurden im Schmiedefeuer glühend gemacht und anschließend auf dem Amboss scharf geschmiedet, im Wasser gehärtet und z.T. noch überschliffen. Auch Getreidebinder- und Mähmaschinenmesser wurden repariert und geschärft. Viele andere Arbeiten an landwirtschaftlichen Geräten wurden durchgeführt. Zum Dorf gehörte auch ein

Stellmacher, der die Leiter- und Kastenwagen baute oder reparierte, neue Speichenräder baute, auf die Stahlreifen aus Flachstahl gezogen wurden. Der Sattler war in Schönberg, dort wurden Kummte und das Riemenzeug für die Pferde hergestellt oder repariert. Bei Schneider-Willy in der Schuhmacherwerkstatt konnte man das Entstehen eines Schuhs verfolgen. Holzstifte für das Besohlen mit Leder wurden mit einer Maschine selbst hergestellt. Die Kutsche wurde angespannt für Fahrten nach Meerane oder Gößnitz, nach Altenburg oder nach Beiern, dort stammte Tante Lene her, wo auch im Winter einmal mit dem Pferdeschlitten hingefahren wurde.

Sportunterricht hatten wir in der Schule nicht. In Dresden war Mutti mit mir noch zum Schwimmen lernen im Güntz-Hallenbad neben der Carolabrücke, was ich aber 1943 nicht mehr abschließen konnte. So nutzte sie mit uns im Sommer das Freibad in Meerane, weniger die flachen Dorfteiche, auf denen wir im Winter Schlittschuh liefen, wenn man feste hohe Schuhe hatte, an die Schlittschuhe anzuschellen gingen. In Dresden hatte ich schon Skier, 1,30 m lang, bekommen, die ich dann auch in Köthel benutzen konnte. Einmal fuhr ich mit Hermann zum Wildfüttern bis ans Holz hinter die Keitel und hinter Ulbrichts Gul. Sonst wurden Abfahrten vom Feldweg hinter der Bach auf die Wiesen genutzt.

Das Kriegsende 1945 – Rückkehr nach Dresden

Als der Krieg seinem Ende entgegen ging, kamen vorher schon endlose Trecks mit Flüchtlingen und Vertriebenen, in der DDR mussten sie Umsiedler genannt werden, aus Schlesien durch die Dörfer und suchten Unterkommen. Um den 13. April 1945 kamen die Amerikaner noch als kämpfende Truppe, sie sah man schon von der Hohen Straße zwischen Gößnitz und Meerane heranziehen. Hermann Junghanns musste mit 16 Jahren noch in den Krieg im Westen, wo sich die Truppe aber vor dem Zusammentreffen mit dem Feind noch auflöste und er sich nach Köthel durchschlagen konnte. Im Haus waren Vorbereitungen gegen zu erwartende Plünderungen getroffen worden, zwischen Hausstube und Gewölbe war eine geheime Kammer gemauert worden, wo wichtige und wertvolle Sachen untergebracht wurden.

Beim Truppeneinzug hingen überall weiße Fahnen, d.h. Betttücher heraus, um das Ergebnis zu signalisieren. Tage vorher hatte der Volkssturm in der Sandgrube noch mit Panzerfäusten geübt. Die ersten Aktionen der Soldaten galten den Vorratskammern der Bauern, ihre Stahlhelme sollten mit Eiern gefüllt werden. Mutti konnte mit Englisch die Begegnungen friedlich gestalten. An die Kinder verteilten die Amis Traubenzucker-Bonbons aus ihren Jeeps.

Die Amerikaner drangen bekanntlich bis zur Elbe vor, wo sie mit den Russen bei Torgau zusammenstießen. Vorher waren aber schon zukünftige Besatzungszonen festgelegt worden (Jalta). Nach Kriegsende war dann zunächst die Zwickauer Mulde die Demarkationslinie zwischen den Amerikanern und den Russen in Sachsen. Nun gab es erst einmal keine Verbindung mit Dresden und Oma mehr. In unserer Wohnung in Dresden waren beim Angriff Ausgebombte einquartiert worden.

Nun musste Mutti erkunden wie es weitergehen kann, immer noch mit der Hoffnung auf Vaters Heimkehr aus dem Krieg. Bis Glauchau ging sie zu Fuß, musste dann von der amerikanischen Besatzungszone zur russischen Besatzungszone über die Mulde wechseln und sehen, wie sie mit einem Zug nach Dresden kam. Von Zug im heutigen Sinne kann man da wohl kaum sprechen, überall zerstörte Bahnhöfe und Gleisanlagen und

irgendwelche noch fahrbaren Wagen. Sie hat es geschafft und kam auch wieder in Köthel an.

Dann kamen im August die Russen mit ihren Panjewagen und Plünderungen mussten abgewehrt werden. Geplündert wurden in Meerane die Webereien und Militärlager auch von den Deutschen. So tauchten manch feine Schuhe und Stoffe als Tauschobjekte bei den Bauern gegen nahrhafte Dinge auf. So kam ich zu Stiefeln und hohen Schuhen, die noch einige Zeit in Dresden zum Schlittschuhlaufen gut zu gebrauchen waren. Schlittschuhe wurden an Sohlen und Absätze mit einem Vierkantschlüssel angeschnallt. in Dresden war die Eisbahn auf den Tennisplätzen im Waldpark, in Köthel fuhren wir damit sogar auf der vereisten Rodelbahn neben Ulbrichts Gut bergab, sonst auf den zugefrorenen Teichen. Hohlschliff auf den Kufen kannten wir noch nicht.

Die Rückkehr nach Dresden wurde nun nötig. Die Wohnung musste erhalten bleiben, denn alle Möbel und Sachen waren darin. Mutti musste sich bei aller Ungewissheit, ob Vater noch lebt und aus Gefangenschaft kommen könnte, um ihre und ihrer Kinder Zukunft selbst kümmern. Bis Kriegsende wurde ja noch Vaters Gehalt gezahlt, dann aber blieben die Zahlungen aus. Die Beamtenpension eines besiegten Staates war im Osten wertlos geworden. Für Mutti stand im Mittelpunkt aller Überlegungen, schnell selbst wieder berufstätig zu werden unter den neuen Bedingungen, möglichst als Lehrerin im Schuldienst.

Im August 1945 siedelten wir dann wieder nach Dresden in die alte Wohnung um. Wie die Reise mit dem Gepäck, großer Koffer und Rucksack, und uns Kindern im Alter von 8, 6 und 4 Jahren verlief, das kann ich nicht mehr sagen. Sicher hatte ich den Kinderrucksack mit Sachen auf. in der Straßenbahn kamen Gepäckstücke unter den Sitz. Einmal wurde ein kleiner Koffer dort von der anderen Seite aus gestohlen. Spielzeug war darin. Das wird wohl auf dieser Reise gewesen sein und war Warnung, stets Reisegepäck im Auge zu haben.

In unserer Wohnung wurde es eng. 2 Zimmer hatten wir noch für uns. Es wohnten bereits Untermieter seit dem Angriff darin. Herr und Frau Bär waren in der Südvorstadt ausgebombt worden und waren ein sehr nettes älteres Ehepaar. Sonst war aber trotz auch anderer zeitweiser Einquartierungen alles erhalten geblieben. Oma hatte stets aufgepasst.

Damit begann ein neuer Lebensabschnitt voller Schwierigkeiten und Ungewissheit. ...

¹ der Bäcker hieß in Köthel „Bäcke“

² Krug zum Transport von Flüssigkeiten (Bier, Kaffee, Milch), hier aus Metall mit Deckel und Tragegriff

³ Empor-Stube, Feier-Stube, im Obergeschoss gelegen

⁴ Hand-Pumpe

⁵ der Bach ist in Köthel weiblich, heißt also „richtig“: DIE Bach